



Inhalt:

Editorial & Impressum	4
Kletternde Preise – Purzelnde Gitter	5
Mal kurz über den Ärmelkanal	10
Wider das Zerpixeln des geronnenen Lichts	12
Fantastische Himmelsreise in einer Kakaobohne	20
Abseits des Mainstreams? – Why Not!	23
Ein kleines, fettes, blaues Pony	24
Hut ab, Herr Geiselhart!	26
Short Cuts & Kulturnotizen	30

WO Adam und Eva zu Hause sind



Mainfränkisches Museum
Würzburg

Anschrift
Festung Marienberg
97082 Würzburg

Telefon 0931-20594-0
Telefax 0931-20594-56

www.mainfraenakisches-museum.de

Öffnungszeiten
April bis Oktober
Di-So, 10.00-17.00 Uhr

November bis März
Di-So, 10.00-16.00 Uhr

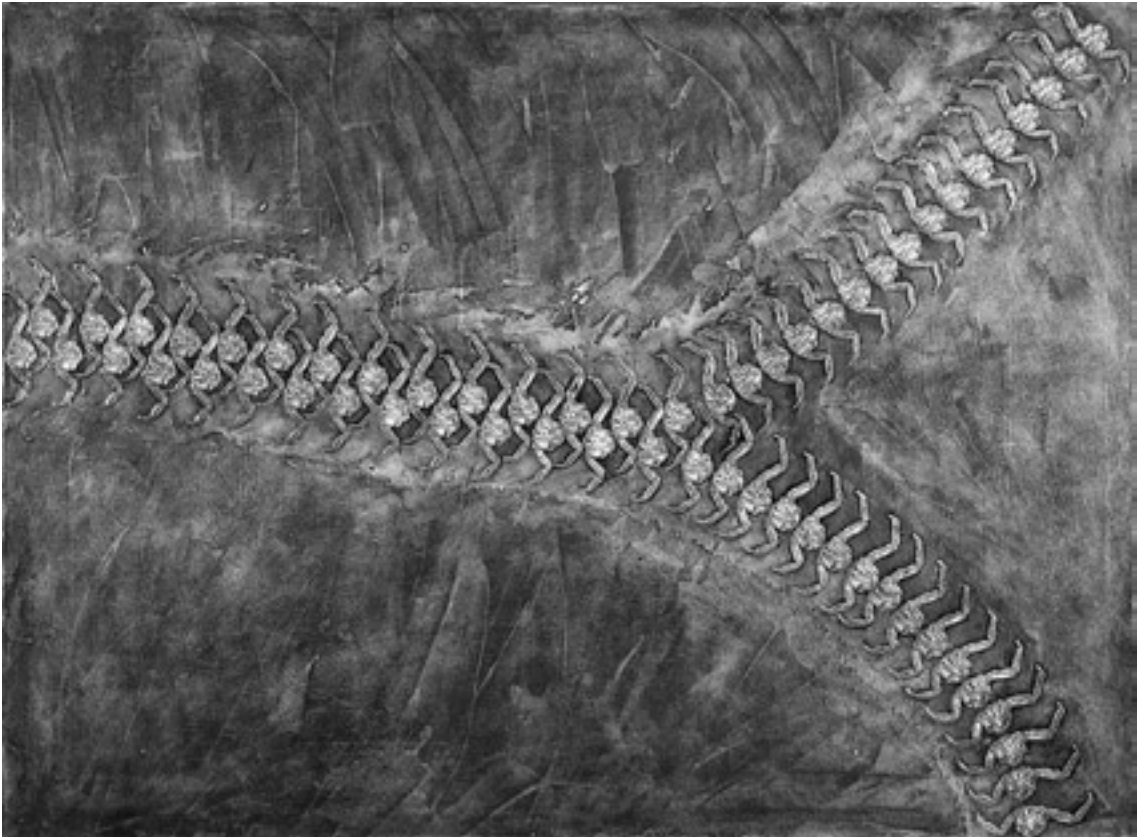
Zweckverband
der Stadt Würzburg
und der Unterfränkischen
Kulturstiftung des Bezirks
Unterfranken

Adam und Eva
Tilman Riemenschneider,
um 1491-1493

Diese frühen Meisterwerke
Riemenschneiders standen
ursprünglich zu beiden Seiten
des Marktportals der
Würzburger Marienkapelle.

Hier wurden sie 1894 „ihrer
Nacktheit“ wegen entfernt
und zur musealen Aufbe-
wahrung überwiesen. Seit
1947 sind sie im Mainfrän-
kischen Museum ausgestellt.
An der Marienkapelle befin-
den sich seit 1975 Kopien.

Illustration: G. Schlegel



Skin so soft

Arbeiten von **Šimon Brejcha** (Prag)

18. Juni bis 14. Juli 2006

Vernissage: Sonntag, 18. Juni, 11 Uhr

Galerie Professorium

Innere Aumühlstraße 15-17, 97076 Würzburg

Öffnungszeiten:

Donnerstag und Freitag 18-21 Uhr, Sonntag 14-18 Uhr

sowie nach Vereinbarung unter Tel. 09 31 / 41 39 37

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kulturschaffende und -interessierte,

diesmal fällt es nicht gerade leicht, Sie einzustimmen auf das, was uns beschäftigt, denn die Nation hat anders im Sinn und zählt die Tage bis zum Anstoß zum großen Ereignis dieses Jahres.

Das Wort nehmen wir hier nicht in den Mund oder schreiben es nieder, schließlich wissen Sie ja, was wir meinen, ist es doch allorts dermaßen präsent, daß es schon fast wieder zuviel des Guten ist. Zum Glück hat der Überdruß spätestens ein Ende, wenn eine Kugel rollt, eine Form, die übrigens in der Kunst weitaus länger präsent ist. Fügen wir uns also, es ist sowieso nichts daran zu ändern, schließlich ist die Erde ja auch eine Kugel, wenn auch mit kleinen Dellen.

Angesichts dieser Euphorie, die alles in den Schatten stellt, schleicht sie bei uns doch eine kleine Depression ein, lange bevor 23 große Buben aus Deutschland der restlichen Bevölkerung eine verpaßt haben und vorzeitig in den wohlverdienten Sommerurlaub verschwinden werden. Was aufgeblasen wurde, kann ja platzen.

Unverdrossen haben wir, trotz globalen Kugelwahns, eine neue **nummer** gebastelt, die hoffentlich eine unterhaltsame Partie bietet, schließlich gibt es in der Kultur ebenfalls Gewinner zu vermelden. Manches dagegen ist, trotz vollmundiger Ankündigungen und großem Medien- und Werbeeinsatz, vieles schuldig geblieben. Aber das paßt ins Bild, denn irgendwie ist derzeit alles nebensächlich neben der vermeintlich »schönsten Nebensache der Welt«. Und die Kulturschaffenden wissen ja nicht erst seit diesen Tagen, daß dort, wo keine Lobby zu finden ist, auch keine Lorbeeren zu gewinnen sind.

Bleibt noch die Frage: Was machen wir eigentlich alle nach dem 9. Juli?

In diesem Sinne,
die Redaktion

P.S.: Diesen Monat finden Sie die aktuelle Ausgabe der **nummer** mit einer Beilage versehen, die einen längeren, fiktiven Text von Wolf-Dietrich Weissbach enthält und als drittes Sonderheft publiziert wird. Ausnahmsweise liegt dieses Sonderheft *allen* Ausgaben bei, also nicht nur denen der Abonnenten.

nummersiebzehn

herausgegeben vom **Kurve e. V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Druckerei Beck, Würzburg

Kontakt

nummer c/o kleinhengrafischesbuero
Frankfurter Straße 5 · 97082 Würzburg
Tel.: 09 31 – 2 87 96 20 · Fax: – 2 87 96 21
mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion

Jochen Kleinhenz (jk),
Angelika Summa (sum) – V. i. S. d. P.,
Wolf-Dietrich Weissbach (wdw)

AutorInnen, red. Mitarbeit Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich:

Sabine Bausenwein, Berthold Kremmler (bk),
Manfred Kunz (maz), Jonas Link (jl),
Ulrich Pfanschmidt (up), Achim Schollen-
berger (as)

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS 14, gewidmet allen
Feuerwehren dieser Welt

Layout & Satz, Internet
kleinhengrafischesbuero

Anzeigenpreisliste 1.2006

anzeigen@nummer-zk.de

Künstlerportfolio:

€ 150 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 100 Viertelseite 77,5 x 100

€ 180 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 180 Halbe quer 160 x 100

€ 300 Ganze Seite 160 x 205

€ 300 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 48 Mitgliedschaft im 12 x 1 Heft
Förderverein kurve e.V.

€ 36 Jahresabonnement 12 x 1 Heft

€ 36 Geschenkabonnement 12 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 12 x 2 Hefte

€ 100 Superabonnement 12 x 4 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Unverlangt eingesandte Manuskripte sind ausdrücklich will-
kommen, können aber nicht zurückgesandt werden.

www.nummer-zk.de

Kletternde Preise – Purzelnde Gitter

Zwei Kulturveranstaltungen – Vier Preise

von Berthold Kremmler

Nein, es geht nicht um purzelnde Preise, geilen Geiz oder den Triumph der Schnäppchenjäger. Im Gegenteil. Wer den geilen Geiz hochlobt, will ja nur davon ablenken, daß gerade er nichts verschenkt – woher sonst die Milliardengewinne? – und bisher auch nicht als Mäzen groß in Erscheinung getreten ist. Da verstehe, wer will, warum am Freitag nach dem Vatertag die Leute in Unterdürrbach dem MediaMarkt die Bude eingerannt haben, als gäbe es ungeahnte Dinge umsonst.

Die 20. Kalenderwoche, zehn Tage vorher, hat ein Lob ganz anderer Art verdient: als werdendes Glanzlicht im Würzburger Kulturleben. Der Initiative von Privatleuten ist zu verdanken, wenn zwei Preise an junge Künstler aus der Region und einer im Rahmen der Städtepartnerschaften verliehen werden konnten.

Die »Preise für junge Kultur« hat in diesem Jahr schon zum zweiten Mal nach 2005 eine Jury verliehen, »zur Förderung des künstlerischen und kreativen Nachwuchses«, wie es in den Richtlinien heißt; die Auswahl wird getroffen »von der Stadt Würzburg, dem Umsonst & Draußen e.V. und der Distelhäuser Brauerei«. Da der Impuls dazu vom rührigen und unermüdlichen Ralf Duggen – selber schon Träger einer »Kulturmedaille 2004« – und seinem Umsonst & Draußen-Verein ausgegangen ist, liegt es nahe, daß die Hälfte der Preissumme immer an die Sparte Musik vergeben wird. Für den offiziellen Glanz ist die Stadt Würzburg und insbesondere die Oberbürgermeisterin zuständig, für das nicht weniger ersehnte Kleingeld die für ihr kulturelles Engagement nicht genug zur rühmende Distelhäuser Brauerei.

Der festlichen Auszeichnung gab wieder das intime Kulturhaus Cairo den Rahmen, großes Publikum ist nicht vorgesehen, der Glanz kommt zunächst von den Preisträgern selbst, und dann von den mehr oder weniger strahlenden Honoratioren, die zum würdigen Feiern natürlich unverzichtbar sind.

Und die waren denn auch so unübersehbar, daß sie, nehmt alles nur in allem, fast unüberschaubar waren: eine respektable Reihe von CSU-Stadträten machte ihre Aufwartung und beteiligte sich an der guten Laune. Dazu später noch eine kleine Bemerkung.

Den Preis in der Sparte Musik erhielt die Gruppe »Mistaa & Soularis« um Dominik Straub, und man kann nicht umhin, zu bewundern, wie der Laudator der Brauerei, Peter Grethler, sich über Rap im allgemeinen und die Gruppe im besonderen kundig gemacht hatte und ein liebevolles Lob auf die Musiker anstimmte. Insbesondere rühmte er auch die Texte; sie zeichneten geradezu poetische Qualitäten aus und ließen weder eine politisch zweifelhafte Orientierung erkennen, noch bedienten sie sich eines Vokabulars aus unteren Schubladen. Das ließ sich an dem Abend nicht wirklich überprüfen, wegen der Auswahl der Stücke und der Verstehbarkeit der Texte, die einige Schwierigkeiten bereitete. Die insistierende Wiederholung, »der Song gibt Kraft«, gegen alle sonstigen Zweifel an sich selber, berührt jedenfalls sympathisch. Die »Wellen« und »das Meer« stecken wir mal in die Rubrik »aus dem Zusammenhang gerissen« und vergessen sie wieder. Die Musik der sieben jungen Leute – überwiegend Studierende und inzwischen Profis – entfaltete atmosphärische Dichte, war selbst

»Willst Du wohl zur Nacht beten, Desdemona!«
Pia Beckmann führt Dagmar Holländer.

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach



für die Ohren eines Ahnungslosen differenziert und abwechslungsreich. Da hatten nicht Hobbymusiker, sondern, bei allem Vergnügen, das ihnen das Spielen macht, ernsthafte Musiker zusammengefunden, und so konnte man dem Urteil der Jury durchaus Vertrauen schenken.

Die andere Hälfte des Preises zu verleihen behielt sich die Frau Oberbürgermeisterin höchstselbst vor – ein Schelm, wer Böses dabei denkt: Es ging jetzt nämlich um Theater, ums Rampenlicht. Und zwar eine Art Theater, die sich in den letzten Jahren immer größerer Zugkraft erfreut, dem »Improtheater«. Neu daran ist zwar mehr der Name als die Sache: Zu improvisieren ist schließlich eine alte Kunst, ob man an die Commedia dell'arte denkt (die ja vor 30 Jahren schon einmal zu neuer Blüte erstand) oder an das Stegreifspielen, wie es guter Brauch auch bei Schultheaterfestivals seit jeher ist (oder war?). Daß man dabei immer wieder neue Varianten entwickeln kann, davon gaben die zwei »Kaktussen« – mehr waren aus der größeren Gruppe gerade nicht verfügbar – schöne Kostproben. Und wie sich's fürs Improvisieren gehört, bezogen die Semi-Profis sehr hübsch zwei »Laien« aus dem Publikum ein: Ralf Duggen und Pia Beckmann. Die beiden mußten die Schauspieler bewegen, aber nicht wie Marionetten an Schnüren von oben, sondern ganz physisch durch Anfassen und Führen. Wen wundert's, daß die Oberbürgermeisterin – Erfahrung der Mutter oder der Verwaltungschefin? – durchaus entschieden, um nicht zu sagen robust, zu Werke zu gehen gewohnt scheint.

Die »Kaktussen« bestehen natürlich nicht aus Einzelkämpfern, auch wenn Nadine Antler, die den Preis entgegennahm zusammen mit Dagmar Holländer, treibende Kraft ist, sondern experimentieren und üben als Gruppe. Und sie wirken geradezu als Sog auf andere Improvisateure, insbesondere, wenn sie ihr beim Publikum sehr erfolgreiches und Gruppen aus nah und fern anlockendes Improfestival veranstalten. Von einer kanadischen Truppe schwärmen noch heute alle, die sie gesehen haben.

Was lehrt uns diese Preisverleihung? Einige Schlußfolgerungen drängen sich auf:

Das Herz muß dem spendablen Stefan Bauer von der Distelhäuser Brauerei aufgegangen sein, als er die Reaktion der Preisträger gesehen hat. Übereinstimmend genossen sie die Resonanz und Anerkennung, die für sie

diese Auszeichnung bedeutet. Die Spur Aufgeregtheit, der Hauch Hektik darüber waren ausgesprochen erfrischend und ansteckend.

Daß ungewöhnlich viele Stadträte, diese Repräsentanten der Bürgerschaft, der Veranstaltung applaudierten, ließ fast vergessen, daß sie auf fremde Kosten großzügig sind. Freilich kann den einfachen Bürger die Frage beunruhigen, warum wohl nur Vertreter einer Partei ins Cairo gefunden haben, sieht man einmal davon ab, daß die SPD-Bürgermeisterin das Weite gesucht zu haben schien, als die Chefin die Zügel in die Hand nahm. Man könnte in bodenloses Grübeln versinken, wenn man aus Anlaß eines Kulturpreises für die Jungen über das – äußere und innere – Alter und die Kulturnähe des Stadtrates etwas grundsätzlicher nachdächte. Wie, wenn es nicht genügte, sich bei bauhäuslerischer Esoterik oder den Kunstschätzen der Deutschen Bank im Kulturspeicher mit Heerscharen von Kulturbeflissenen der Eleganz und Stilsicherheit der Reden zu erfreuen? Leider ist der Vergleich so furchtbar schief, wenn man an Geld und Reiche denkt, an das alte Bonmot, »Geld hat man, man spricht nicht darüber«: wer Kultur hat, braucht sich mit ihr nicht mehr handgemein zu machen. Haben wir nicht unseren täglichen Balthasar?

Nein, es ist umgekehrt: je kleiner der Geldbeutel, desto ausgreifender die Ideen. Die Neu-Wredanier waren schon erfinderisch, als sie in der Wredestraße ihr Fürstentum der ideellen Stadt Würzburg als freie Enklave schenkten. Seit ihr altherwürdiges Domizil einer ungewissen Bauwut geopfert wurde – wofür eigentlich die vielen neuen Bauprojekte, da die Stadt doch schrumpfen wird!? Und dieser Vorgang bei den Schulen vorexerziert wird! –, haben sie sich in neuen großzügigen Räumen eingerichtet und hängen dem Duft von früher, von den Stadtreinigern und der Deutschen See nach. Das beflügelt. So sehr, daß sie einen neuen internationalen Preis ausgelobt haben, den »Utopian Art Prize«, der die Runde durch die Partnerstädte machen soll.

Der Preis besteht eigentlich aus dreien: dem »richtigen«, von der Jury vergebenen, dem vom Publikum verliehenen – und einem Objekt, das einem aus der Schar der Aktienkäufer zugelost wird. Denn die wiederum sind unabdingbar, weil sie den großen Preis finanzieren – freilich nur im Groben. Man kennt dieses moderne



Publikumspreis: »Flores« von Alfredo Garcia Omana.

Foto: Achim Schollenberger

ökonomische Prinzip des Fürstentums, besondere Aktivitäten durch den Verkauf eigener Aktien zu ermöglichen. Dem Kulturmanager Johannes Engels hat das Prinzip und seine Anwendung offenkundig imponiert: er hat in seine Lob- und Dankesrede soviel Charme und Verführungskraft gelegt, daß die letzten notwendigen Aktien den Neu-Wredaniern wie die sprichwörtlichen Semmeln aus der Hand gerissen wurden. Versteht sich, daß bei dieser Preisverleihung vor allem die üblichen Verdächtigen sich im Foyer des Rathauses eingefunden und dem ganzen einen kleinen, aber würdigen Rahmen geschaffen haben. Der machte fast vergessen, daß die Stellwände den Kunstgenuß nicht wirklich erhöhen und daß die Qualität des Ausgestellten von den Einreichungen abhängt.

Aber ein erster Schritt ist getan, jetzt müssen die Staffette andere Städte übernehmen und den frisch aus der Taufe gehobenen Preis in die Partnerstädte weitertragen. Dieses Jahr war vor allem Caen mitengagiert, und die dortige Galeristin, Annie Bonnet, ließ es sich sogar nicht nehmen, zur Preisverleihung nach Würzburg zu kommen. Der Preis der Jury freilich ging an die irische Künstlerin Emma Finucane und ihre Arbeit

»Strangers to Ourselves«; der Publikumspreis, für den sich unsere Zeitschrift stark gemacht und das Preisgeld zur Verfügung gestellt hat, weil sich sonst kein hochherziger Sponsor finden wollte – aber, sagen wir es doch offen, die größten Huldigungen stammen immer aus den eigenen Rippen! –, den Publikumspreis also erhielt der Maler und Photograph Alfredo Garcia Omaña aus Salamanca, der altersmäßig grade noch unter das bei Künstlern übliche Jugendlimit von 40 Jahren fiel. Und zuletzt ging das großformatige U-Bahnphoto von Wolf-Dietrich Weißbach, das ein ausgeloster Aktionär erhielt, der professionell mit Finanzgeschäften zu tun hat und so immer vor Augen haben wird, wo die freie Kunst – finanziell gesehen – zu arbeiten pflegt: im Untergrund, unter schweißtreibenden Bedingungen im Untertagbau.

Um noch die zweite Hälfte der Überschrift aufzuklären: Im Rathaus war es nicht so schwer, daß sich ein paar Stadträte anlocken ließen, und hier nicht nur aus einer Partei. Diesmal wollen wir verschweigen, welche durch Abwesenheit ein Loch ins schöne Gesamtbild rissen.

Ob der Rest bedenkt, wieviel Preise wie lange hätten verliehen werden können, wenn einige von ihnen mal auf eigene Faust gedacht und das unselige Gitter am Mainkai schon im Ansatz verhindert hätten? Hätten sie in diesem Foyer nicht durch ein bißchen Optik die Stimmung wenigstens einiger ihrer Wähler aufhellen können? Es ist hinlänglich bekannt, daß die Stadt keinen Goldesel hat und es deswegen nicht ohne Knauserigkeit abgeht – muß sie die allüberall fehlenden Dukaten so neben den Main schmeißen?

Man darf gespannt sein, wie unser künftiger Kulturreferent diese Vorgaben – nicht zu vergessen natürlich Kulturpreise und -medaillen, die im Spätherbst übergeben werden – in sein Preis-Konzept integrieren wird; daß er darüber nachdenkt und ins Größere zielt, hat er ja schon angekündigt. ¶

Der Preisträger: Mistaa

von Jonas Link

Seit einigen Jahren bewegt sich **Mistaa** (im Bild rechts) nun schon in der Würzburger HipHop-Szene abseits von dumpfem Gangsta-Gehabe mit Texten über Stadtrundfahrten, das kleine Glück oder darüber, daß der Backup-MC alle Frauen abbekommt ...

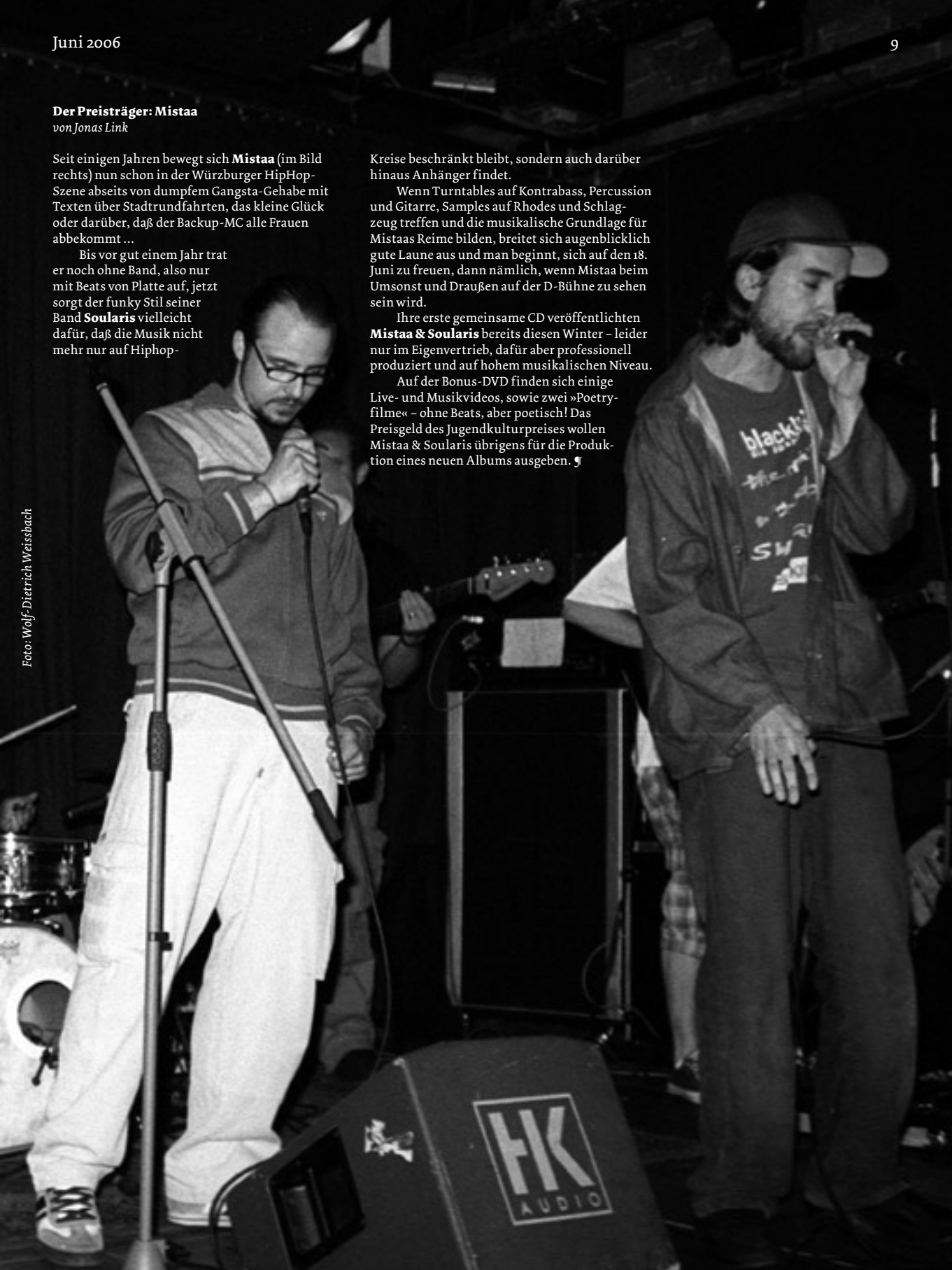
Bis vor gut einem Jahr trat er noch ohne Band, also nur mit Beats von Platte auf, jetzt sorgt der funky Stil seiner Band **Soularis** vielleicht dafür, daß die Musik nicht mehr nur auf Hiphop-

Kreise beschränkt bleibt, sondern auch darüber hinaus Anhänger findet.

Wenn Turntables auf Kontrabass, Percussion und Gitarre, Samples auf Rhodes und Schlagzeug treffen und die musikalische Grundlage für Mistaa's Reime bilden, breitet sich augenblicklich gute Laune aus und man beginnt, sich auf den 18. Juni zu freuen, dann nämlich, wenn Mistaa beim Umsonst und Draußen auf der D-Bühne zu sehen sein wird.

Ihre erste gemeinsame CD veröffentlichten **Mistaa & Soularis** bereits diesen Winter – leider nur im Eigenvertrieb, dafür aber professionell produziert und auf hohem musikalischen Niveau.

Auf der Bonus-DVD finden sich einige Live- und Musikvideos, sowie zwei »Poetry-filme« – ohne Beats, aber poetisch! Das Preisgeld des Jugendkulturpreises wollen Mistaa & Soularis übrigens für die Produktion eines neuen Albums ausgeben. ♪





Mal kurz über den Ärmelkanal

**Emma Finucane – die Preisträgerin des Utopian Art Prizes 2006,
Sektion Würzburg, kommt aus Irland**

von Achim Schollenberger

Ihr Lachen hat etwas Gewinnendes. Emma Finucane hat aber auch Grund zum Strahlen, denn sie ist gerade zur Preisträgerin der Würzburger Ausgabe des Utopian Art Prizes 2006 (siehe vorhergehenden Artikel) gekürt worden und darf sich, neben der Anerkennung, über 1500 Euro Preisgeld freuen. Die E-Mail aus dem Büro von Würzburg International hatte sie total überrascht, erzählt die sympathische Irin aus Bray im Wicklow County bei einem Eiskaffee in einer Bar in der Nähe des Rathauses. Vor ein paar Tagen hatte sie zuhause noch überlegt, wie sie endlich den für die künstlerische Arbeit benötigten neuen digitalen Projektor und eine Videokamera bezahlen sollte, als die Nachricht aus Würzburg eintraf. Ihr eingereichtes Bild hatte die Fachjury, bestehend aus der Direktorin des Museums im Kulturspeicher Würzburg, Dr. Marlene Lauter, Domkapitular Dr. Jürgen Lenssen und Dr. Gisela Wohlfromm vom Partnerschaftsbüro Würzburg International, überzeugt.

Nun ist die junge Künstlerin wenigstens eine Sorge los, und sie genießt die für irische Verhältnisse warmen Würzburger Temperaturen bei ihrem Kurztrip. In Zeiten der Billigflugangebote war die Entscheidung, über den Ärmelkanal zu einer Preisverleihung anzureisen, schnell getroffen. Lange dauert der Flug von Dublin nach Frankfurt/Hahn sowieso nicht.

Also hatten Emma und ihr Freund Rory kurzerhand gepackt und waren für zwei halbe Tage und eine Nacht hierher gekommen. Zum ersten Mal übrigens, und neben dem »offiziellen« Programm haben sie sich auch ausführlich in der Stadt samt Museen umgeschaut und begeistert die Vorzüge der Straßenbahn entdeckt, reiselustig, wie sie sind. Ein ganzes Jahr waren sie zusammen unterwegs, durch Asien, Afrika und Australien, und Emma arbeitete dank eines Projekt-Stipendiums auch schon in São Paolo in Brasilien. Offensichtlich für einen Spaß zu haben, ist sie dort beim berühmten Karneval mitmarschiert. Der Projektleiter hatte der Arbeitsgruppe den Kontakt zu einem berühmten Karnevalsclub vermittelt. Die steckten Emma in ein opulentes blaues Kostüm, und schon war sie mittendrin in der großen Parade. Berührungsängste hat Emma Finucane keine.

Eine starke soziale Komponente bestimmt das Werk der 1975 geborenen Künstlerin. Deutlich wird dies in der Serie »Strangers to Ourselves«: Mit Videokamera und Fotoapparat untersucht Emma Finucane die Positionen Einzelner in einem sozialen Kontext. Der daraus

stammende, jetzt prämierte Digitalprint zeigt die auf eine transparente Folie gedruckte Rückseite einer jungen Frau. Die Aufnahme wurde dort, wo sie aufgenommen wurde, in den Delgany Wäldern im Wicklow County, aufgehängt. Egal, von welcher Seite man das im Wind schwebende Bild betrachtet, nie blickt die 26jährige Laura den Betrachter an. Man kann nur ihren Rücken sehen. Seit ihrem zweiten Lebensjahr ist Laura geistig behindert, und obwohl sie weder stumm noch taub ist, besitzt sie keine gebräuchliche Sprache, um sich mitzuteilen. Sie kommuniziert mit Gesten und Gesichtsbewegungen. Doch wie kann man verstehen, was sie mitteilt? Der Prozeß des Mißverstehens, die Schwierigkeiten der Kommunikation mit den daraus resultierenden Mißverständnissen, die Ausgrenzung, die solche Menschen erfahren, ihre Isolation, das Spannungsverhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft – das sind Dinge, die Emma Finucane in ihren Arbeiten beschäftigen und die sie sichtbar werden läßt.

Was Emma von ihren verwirklichten und künftigen Projekten erzählt, klingt spannend. Nur steckt sie gerade mitten in der Arbeit für ihr Master-Diplom am National College of Arts & Design. Deshalb drängt die Zeit, muß sie schnell zurück. Nach Dublin. Aber sie will wiederkommen. Mit einer Ausstellung ihrer Arbeiten. ¶



Wider das Zerpixeln des geronnenen Lichts

**Ein Beitrag zum drohenden Untergang der analogen Photographie – Teil 2
... und ein Plädoyer für eine öffentlich-rechtliche Bildagentur**

von Wolf-Dietrich Weissbach (Text und Fotos)



Der folgende Text schließt nahtlos an Teil 1 an, erschienen in **nummersechzehn**.

Die Verklärung der analogen Fotografie

Klar scheint heute schon, die analoge Fotografie wird sich in die Nische der sogenannten Kunstfotografie verkriechen, wird jedoch das hohe technische Niveau nicht halten können, sobald die entsprechenden hochwertigen Geräte und Materialien vom Markt verschwunden sind. Entsprechende Indizien gibt es schon. So bietet die kleine Spezialfirma Hans O. Mahn / Maco in Zusammenarbeit mit Rollei eigene Rollei-Filme (Rollfilme), z. B. den Rollei R3, der mit einem erstaunlichen Belichtungsspielraum (bei jeweils spezieller Verarbeitung) zwar dem neuesten technischen Entwicklungsstand entspricht und dennoch, was Schichtträger und Maskierung betrifft, sagen wir es schonend, gewisse Widrigkeiten mit sich bringt, die zumindest – im Vergleich zu Kodak- oder Fuji-Filmen – gewöhnungsbedürftig sind. Gleichwohl wird es zu diesen immerhin noch guten Filmen vermutlich bald kaum mehr Alternativen geben.

Bedeutsamer dürfte jedoch sein, daß mit dem Rückzug in die Nische eine zunehmende Verklärung und Mystifizierung der analogen Fotografie einhergehen wird. Dieser Vorgang ist ebenfalls bereits im Gange und treibt in der »Alternativen Fotografie« sogar wunderliche Blüten. So haben vor allem in den USA laut Spiegel-Online vom 19. April 2006 inzwischen »Hunderte Künstler« das Kollodium-Verfahren, das zwischen 1850 und 1880 üblich war, wiederentdeckt und erzielen mit ihren Arbeiten auf den Kunstmärkten Höchstpreise. (Das umständliche Naßverfahren mit Kollodium wurde ab 1878 von industriell hergestellten Bromsilber-Gelatine-Trockenplatten – 1871 von Richard Leach Maddox erfunden – abgelöst, die eine 50fach höhere Lichtempfindlichkeit hatten; das Kollodium-Verfahren hielt sich wegen seiner selbst heute noch kaum übertroffenen Bildauflösung in der Reproduktionsfotografie bis in die 1950er Jahre.) Mit dem Motto »Zurück zu den Ursprüngen« (wogegen nichts einzuwenden ist) wird dabei zugleich die Behauptung verbunden, daß es sich bei diesen Verfahren, um eine »menschlichere Fotografie« handle. Allerdings bleibt – abgesehen vielleicht davon, daß in der alternativen Fotografie die Chemikalien, Emulsionen, Negative usw. von den Fotografen weitestgehend selbst hergestellt werden, auf jeden

Fall aber keine industriellen Produkte sind – ziemlich nebulös, warum diese Fotografie menschlicher sein soll.

Die Verklärung birgt jedoch für die analoge Fotografie eine zusätzliche Gefahr, dann nämlich, wenn allein die Anwendung des klassischen Verfahrens zum Wert wird bzw. werden soll. Salopp ausgedrückt: Nicht überall, wo »fine-art-photography« draufsteht, ist auch »fine-art« drin; bei zahlreichen, nicht weiter zu klassifizierenden Fotografien ist es einerlei, ob sie analog oder digital gefertigt wurden.

Wenn es aber abseits der nostalgischen keine vernünftigen Gründe gibt, die analoge Fotografie, und zwar auf dem industriell erreichten, technischen Niveau zu bewahren, dann mögen einige unter Minderheitenschutz an den Wochenenden ihre Ritterturniere abhalten – der analogen Fotografie brauchte man dann, sowenig wie der Schusterkugel, keine Träne nachweinen. Hier wird freilich behauptet, daß es vernünftige Gründe für die Bewahrung und weitere Anwendung der analogen Fotografie gibt, und daß sich diese dank der digitalen Fotografie (Steve J. Sasson / Kodak 1975) sogar leichter finden lassen.

Am digitalen das analoge Bild verstehen

Die digitale Fotografie als Simulakrum der klassischen bietet entlang ihrer Entwicklungsgeschichte allein schon in den für den Anwender relevanten Aspekten wie Auflösung, Farbtiefe und Bildrauschen schließlich gar Ansatzpunkte für ein grundsätzliches Verständnis der klassischen, analogen Fotografie überhaupt. Eine Schlüsselfunktion kommt in diesem Zusammenhang dem zu, was gemeinhin als »Anmutung« bezeichnet wird. Einer Größe, die – selten präzisiert – zunächst die subjektive Gewißheit zum Ausdruck bringt, eine analoge Fotografie von einer digitalen unterscheiden zu können. Dann wird analogen Fotografien – besonders den schwarz-weißen – beispielsweise eine »eigentliche Tiefe« bescheinigt, während digitale Fotografien stets ausgesprochen »flach« wirkten. Weiter gebreche es dem elektronischen Bild an einer natürlichen Farbwiedergabe, Menschen erschienen wie Wachspuppen – das versucht der Photoshop-Gott mit der Funktion »Störungen hinzufügen« zu mildern –, grelle Lichtquellen im Bild seien nur mit Abstufungsändern zu haben usf., um von den berühmten »Treppchen« gar nicht zu reden. Es ist dabei nicht entscheidend, ob jeder Schön-

geist seine Differenzierungsfähigkeit glaubhaft unter Beweis stellen kann, denn tatsächlich arbeiten Chip-, Kamera-, Software- und selbst Druckerhersteller – man ist geneigt: »ausschließlich« zu sagen – an der Beseitigung eben dieser Effekte, mit übrigens sehr unterschiedlichem Erfolg.

Ohne nun in eine sowieso ungesunde Melange aus Pyrogallol und Silizium eintauchen zu können, entscheidend ist: Sowohl für die analoge als auch die digitale Fotografie wird Licht durch eine Optik auf eine ziemlich intelligente Fläche geleitet, die in beiden Fällen mit Elementen bestückt ist, die auf je eigene Art und Weise auf Licht reagieren. Wenn man so will, hören genau hier die Gemeinsamkeiten von analoger und digitaler Fotografie auf. Bei letzterer trifft das Licht auf mehr oder minder kompliziert aufgebaute Sensoren, die es in elektrische Energie umwandeln und gemäß genau vorgegebenen Einstellungen verrechnen und ableiten.

Im Falle der analogen Fotografie trifft das Licht auf ein Feld von kleinen Silberhalogenid-Kügelchen, die es zumindest in dem Sinne speichern, als sie erst im Zusammenspiel mit einem Entwickler reagieren, je nachdem ob sie viel oder wenig Licht abbekommen haben. Für das hier veranstaltete Gedankenexperiment ist der Vorgang selbst, also wie der Entwicklungsprozess bzw. die verschiedenen Arten von Sensoren (beispielsweise CCD oder CMOS-Chips) funktionieren, unerheblich. Ausschlaggebend ist vielmehr, daß es sich im Falle der digitalen Fotografie um eine genau definierte Anzahl von Sensoren (Pixel) handelt, die, quadratisch oder rechteckig fein säuberlich aufgereiht, nicht nur eine streng definierte Leistung und Funktion haben, sondern sogar in der eigentlich unerwünschten Wärmeentwicklung, die sich im Digitalbild als »Rauschen« niederschlägt, eindeutig bestimmt sind. (Gewissermaßen als »Fingerabdruck« jeder Digitalkamera wird das »Rauschen« inzwischen bei der Fahndung nach Kinderpornographen genutzt.)

Man kann soweit gehen, zu behaupten, daß in der digitalen Fotografie jegliches Moment von Zufall, zumindest sobald die Photonen den Sensor erreicht haben, ausgeschlossen ist, ja sogar ausgeschlossen sein muß bzw., um nicht mit Naturwissenschaftlern aneinander zu geraten, für den Bereich der bildmäßigen Fotografie als »ausgeschlossen gedacht« werden muß, was letztlich die unabdingbare Voraussetzung für die

durchgängige und perfekte Manipulierbarkeit jedes einzelnen Pixels in der späteren Bildbearbeitung ist.

Der Zufall in der analogen Fotografie

Im Gegensatz dazu ist der Zufall für die analoge Fotografie geradezu konstitutiv. Freilich nicht in dem Sinne, daß die Hersteller von analogen Fotomaterialien oder gar die Fotografen darüber sonderlich erfreut wären – abgesehen von jenen, denen zufällige Verunreinigungen bis hin zu Optik- und Verarbeitungsfehlern (alternative Fotografie), Fingerabdrücken und vielleicht auch Kaffeeflecken, mitunter gar unter Berufung auf Vilém Flusser, besonderer Kunstausweis ist. Konstitutiv ist der Zufall für die analoge Fotografie insofern, als er aus verarbeitungstechnischen bzw. bereits herstellungstechnischen Gründen eben nicht ausgeschlossen werden kann.

So ist etwa die Anzahl der schließlich bildwirksam werdenden Silberhalogenid-Kügelchen, bezogen auf eine zur Verfügung stehenden Fläche Trägermaterial, nicht eindeutig, sondern lediglich annähernd definiert und ohnehin nur unter dem Elektronenmikroskop exakt quantifizierbar. Diese Anzahl ist zudem, wenn auch nur geringfügig, von Negativ zu Negativ verschieden, ebenso wie das ja auch in der analogen Fotografie (wenn auch aus anderen Gründen) auftretende Bildrauschen nicht unverwechselbar gleich ist. Selbst die erheblich verbesserten Emulsionen in der sogenannten T-Grain-Technologie, bei der das (feinere) Korn besser ausgerichtet wurde, ändert daran nichts.

Nebenbei ist hier interessant, daß der auf der neuen Technologie basierende Kodak-Film T-Max 400 bei seiner Einführung vor nun allerdings auch schon zwanzig Jahren keineswegs ungeteilte Begeisterung auslöste; nach wie vor behauptet sich der bewährte (seit über 50 Jahren) Kodak-Film Tri-X. Die Firma Kodak preist diesen Film übrigens selbst noch mit den Worten: »Und durch die besondere Kornstruktur erhalten Ihre Bilder einen Touch von Realismus, ...« (Kodak-Webseite).

Um nun deutlich zu machen, worauf das hinaus will, ist eine weitere Gedankenspielerei dienlich, bei der auf die oben bereits als »naiv« bezeichnete Vorstellung zurückgegriffen wird, Fotografie würde sichtbare Wirklichkeit abbilden. Wirklichkeit wird dabei – also vor allem auf das Thema Fotografie bezogen – als eine Ansammlung von Erscheinungen (in der Hauptsache: Dingen) verstanden, die aus der Sicht des Einzelnen

prinzipiell unendlich ist. (Das gilt bei entsprechendem Differenzierungsvermögen selbst für einen leeren, fensterlosen Raum.)

Damit ist jedoch auch jeder (für die Fotografie überhaupt nur in Frage kommende) Ausschnitt der Wirklichkeit prinzipiell unendlich, zumindest was die Anzahl von Elementen betrifft, aus denen sich dieser Ausschnitt zusammensetzt.

Ohne hier nun eine philosophische Grundsatzdiskussion zwischen vielleicht weniger elegantem Empirismus und feinsinnigen Spielarten von Idealismus zu eröffnen, kann man sich unter den bescheidenen, obigen Vorgaben wohl darauf verständigen, daß das Problem darin besteht, wie aus einer Unendlichkeit von irgend-etwas einzelne Dinge identifiziert werden können. Vermutlich nur, indem gemäß bestimmter vorgegebener Kriterien bzw. Regeln wechselseitig klarer werdende Strukturen miteinander in Beziehung gebracht werden. (Man denke an Ultraschallaufnahmen beim Frauenarzt: Wo der aufgeregte Vater nur diffuses Grau sieht, erkennt der Arzt Arme und Beine des werdenden Menschen.)

In unserer Wahrnehmung entstehen die Dinge nur in Relationen, und wir nehmen sie überhaupt nur in Relation zu anderen wahr, wobei wir jedoch stets grob vereinfachen (müssen). Und da wir eine Unendlichkeit allenfalls abstrakt als mathematisches Konstrukt denken können, auf jeden Fall aber nicht sehen, obgleich sie unmittelbar vor unserer Nase liegen soll, bedeutet dies, daß wir in jedem Moment immer nur eine fast beschämend kleine Anzahl Dinge identifizieren bzw. gemäß bestimmter vorgegebener Regeln in Relation setzen.

Der große Rest wiederum setzt sich dann wohl aus all jenem zusammen, das wir in vergleichbarer Schärfe »fokussieren« könnten, und zum weitaus größten Teil aus dem, wofür wir nur unscharfe, unklare, diffuse, oberflächliche, unbrauchbare oder nahezu keine Regeln/Kriterien haben. Das ist all jenes, was wir z. B. als Regelverletzung, Abweichung, Störung, Defekt, Beschädigung, Schönheitsfehler, Schmutz wahrnehmen; ebendies ist aber unabdingbare Voraussetzung all unserer Lebensbewältigung.

Am Grad dieser Abweichungen und Störungen erkennen wir, ob unser Partner, unsere Partnerin neu oder gebraucht ist, das Hemd, das Auto gewaschen werden mußte, die Katze krank, das Fleisch im Kühl-

schränk schlecht ist, um bewußt etwas banale Beispiele anzuführen.

Warum wir der analogen Fotografie glauben

Die Abweichungen, Störungen, Zufälle bestimmen, was uns Wirklichkeit ist. Vereinfacht ist der Grad dieser Abweichungen von unseren Regeln auch dafür verantwortlich, ob wir etwas als von »Menschen gemacht« oder als »natürlich« ansehen, wobei damit an keiner Stelle gesagt ist, daß wir nicht jederzeit Opfer mehr oder minder geschickter Täuschung werden können. Bezogen auf die Fotografie wird nun behauptet, daß die analoge Fotografie in dem gerade beschriebenen Sinne wirklich ist, und zwar zunächst unabhängig davon, was sie abbildet. Wirklich in der Weise, daß sich der für sie konstitutive Zufall in die Abbildung verlängert.

Was freilich keineswegs bedeuten soll, daß die besagten Abweichungen und Störungen in unserer Wirklichkeit von der Fotografie korrekt oder überhaupt wiedergegeben würden, sondern es heißt nur, daß die analoge Fotografie als wirkliche von Abweichungen und Störungen bestimmt wird. Es wäre falsch, hier noch anzufügen: »wie unsere Wirklichkeit« oder »ähnlich unserer Wirklichkeit«, da wir dann ein Muster behaupten würden, das wir wiederum über Ähnlichkeit absichern müßten. Wir gerieten damit sogleich in die Falle, in der alle bereits sitzen, die versuchen, Ähnlichkeiten zwischen Abgebildeten und Abbild zur Grundlage der Glaubwürdigkeit von Fotografie zu machen bzw. damit nachweisen möchten, daß Fotografie Wirklichkeit getreu abbilde. (Derartige Versuche sind meines Wissens allesamt gescheitert, ebenso übrigens wie strukturalistische (Roland Barthes) oder semiologische (Umberto Eco) Herangehensweisen.)

Überspitzt ausgedrückt: Wir glauben der analogen Fotografie, bevor wir sie in ihrer Abbildungsqualität auf Ähnlichkeiten hin untersucht haben. Wir glauben der analogen Fotografie und postulieren in einem kommunikativen Prozeß, auf den hier allerdings nicht eingegangen wird, Ähnlichkeiten trotz optischer Verzerrungen, Reduktion auf Schwarz-Weiß, Verfremdungen, ungewöhnlicher Perspektiven bis hin zu (bekanntermaßen auch in der analogen Fotografie möglicher) Manipulationen. Die digitale Fotografie hingegen vermag uns nicht zu überzeugen, erscheint uns nicht glaubwürdig (als Abbild von Wirklichkeit). Das liegt an der oben



»Hallooo Leute, hier hinten wird noch analog gebimmelt...« Der Würzburger Fotograf Heinz Jannasch bei der Arbeit.

angeführten Anmutung, was jedoch kaum mehr als ein starkes Indiz sein kann, zumal einem größer werdenden Teil der Bevölkerung schlichtweg die Vergleichsmöglichkeiten fehlen, weil sie echte analoge Fotografien kaum mehr zu Gesicht bekommen.

Ausschlaggebend ist, was von ihren Propagandisten als ihre eigentliche Stärke hervorgehoben wird: ihre völlige (absolute) Beherrschbarkeit in der Bildbearbeitung bis hin zu jedem einzelnen Bildpunkt (Pixel), ihre uneingeschränkte Manipulierbarkeit. Die Möglichkeit zur völligen, perfekten Manipulation, was – wie gesagt – die Ausschaltung jeglichen Moments von Zufall zur Voraussetzung hat, bedeutet im Umkehrschluß, daß es keine Möglichkeit gibt, nachzuweisen, daß ein digitales Bild nicht manipuliert wurde. Und selbst wenn die Aufnahmedaten diskret auf irgendeine Art mitgespeichert werden, das digitale Bild – z. B. mittels Canon Data Verification Kit – damit gerichtsverwertbar würde: Ich muß und werde als aufgeklärter Betrachter notwendig davon ausgehen, daß ein digitales Foto vom Grundsatz her ein manipuliertes Foto ist.

Dies gilt – wie gesagt – sogar dann, wenn ich selbst dieses Foto gemacht habe und meine, keinerlei Veränderungen etwa mittels eines Bildbearbeitungsprogrammes vorgenommen zu haben. Denn einerseits werden eine ganze Reihe von Manipulationen bereits im Chip (CMOS) bzw. im Rechenprogramm der Digitalkamera erledigt, andererseits entscheidet das Moment des Zufalls bzw. dessen Ausschaltung darüber, ob etwas »wirklich« oder »gemacht«, »gerechnet«, »geglättet« ist oder nicht. Das ist beileibe keine Haarspalterei, vor allem, wenn man sich daran erinnert, daß ein brauchbares Außenkriterium, also ein Abgleichen des Bildes über Ähnlichkeitsbeziehungen nicht schlüssig und beweiskräftig funktioniert. Das digitale Bild ist in dem oben angeführten Sinne nicht »wirklich«. Als Kulturtechnik kommt der digitalen Bilderzeugung strenggenommen »nur« der Status eines meinethalben ausgefuchsten Hilfsmittels einer vornehmlich gegenständlichen Malerei zu, vergleichbar einem Pantographen (Storchenschnabel).

Für eine öffentlich-rechtliche Bildagentur

Damit wäre der Unterschied von analoger und digitaler Fotografie aufgezeigt und zugleich ein heuristischer Vorschlag unterbreitet, wie das Verhältnis von Fotografie und Wirklichkeit bestimmt werden könnte. Dazu

mußte lediglich konstatiert werden, daß die analoge Fotografie per definitionem etwas abbildet; es wurde nicht darüber spekuliert, was sie denn abbilde. Letzteres bedarf meines Erachtens eines um Handlungs- und Kommunikationstheorie erweiterten Ansatzes.

Immerhin lassen sich hier mit einiger Plausibilität verschiedene Spekulationen und Mutmaßungen anstellen. Beispielsweise sollte es auf dieser Grundlage gelingen, den ohnehin unstrittigen Anteil der analogen Fotografie am gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Fortschritt der vergangenen hundert, hundertfünfzig Jahre tatsächlich präzise auszuweisen und zu erklären. (Für Historiker, Soziologen, Medientheoretiker u.a. wäre dies zweifellos bedeutsam.) Wobei, ungeachtet wechselnder stilistischer Moden, der analogen Fotografie eine Affinität zu Aufklärung und Rationalismus wohl kaum abzusprechen sein wird. Auf der Grundlage des oben Erarbeiteten ließe sich in der Tat die einzelne analoge Fotografie jeweils als eine Hypothese bezeichnen, die es beinahe naturwissenschaftlich zu verifizieren oder falsifizieren gälte.

Das digitale Pendant entspräche allenfalls einer, auf jeden Fall subjektiven, metaphysischen Behauptung. Während also die analoge Fotografie – all ihren Fragwürdigkeiten zum Trotz – eine intersubjektiv halbwegs abgesicherte und verlässliche Bildungseinrichtung sein dürfte, leistet die digitale Fotografie mit ihrer unzweifelhaften Affinität zu Scheinwelten, Irrationalismus, Surrealismus, und konkreter: zu Traumwelten, Alpträumen, Monstern, Aliens und Dämonen, dem gegenwärtig allenthalben zu beobachtenden Desinteresse an der Wirklichkeit und schließlich gar einer schon beängstigenden Re-Mythisierung (erinnert sei an Kreationismus/Intelligent design) zumindest Vorschub.

Auf solch immerhin mögliche, freilich zu belegende Zusammenhänge wird hier nur hingewiesen, um deutlich zu machen, daß eine verantwortungsbewußte, demokratische Gesellschaft, gar eine Wissensgesellschaft, gut beraten sein könnte, wertvolle Errungenschaften des menschlichen Geistes nicht allein profitorientierten Wirtschaftsinteressen zu opfern – womöglich unter dem Diktat einer längst fragwürdigen Modernisierung.

Im Falle der analogen Fotografie beispielsweise könnte mit vergleichsweise geringen Mitteln eine öffentlich-rechtliche Bildagentur, die ausschließlich mit



»Den Blick noch etwas schärfer fokussieren, dann haben wir ihn weggebeamt ...«
v.l.n.r.: Barbara Markus, Winfried Kenner und Pat Christ.

analogen Fotomaterial arbeitet, Abhilfe schaffen. Eine solche Einrichtung würde sich vermutlich über kurz oder lang sogar selbst tragen können, da – zumindest im regionalen Bereich – Presseagenturen, Medien, Zeitungen ihrer gesellschaftlichen Aufgabe ohnehin nicht mehr gerecht werden, und es schon in naher Zukunft journalistische Bilddokumente von regionalen

und lokalen Ereignissen der dann jüngeren Vergangenheit kaum mehr geben wird, da viele Zeitungen mangels Speicherkapazität ihre digitalen Bilder zum größten Teil meist schon nach wenigen Tagen löschen. Unter bestimmten Gesichtspunkten ist das freilich auch wieder ein Glück. ¶



Fantastische Himmelsreise in einer Kakaobohne

»Faszination Ghana« in Kitzingen – außergewöhnliche Särge in der GWF

von Sabine Bausenwein

Ein Leichnam liegt aufgebahrt und einbalsamiert in einem gekühlten Leichenschauhaus. Der Verstorbene war ein erfolgreicher ghanaischer Kakaoerzeuger. Die Familie wartet nur noch auf den Sarg, um mit den Begräbnisfeierlichkeiten zu beginnen. Nach einigen Wochen Arbeit wird er schließlich geliefert: ein Holzsarg in Form einer überdimensionalen Kakaobohne.

Was auf den ersten Blick für unsereins befremdlich wirkt und uns eventuell auch schmunzeln läßt, ist für das Volk der Ga in Ghana ein wichtiger Teil der Begräbniskultur geworden: fantastische Särge, bunt und mit viel Liebe zum Detail ausgestattet, die den Verstorbenen eine angenehme und auch spektakuläre Reise ins Himmelreich ermöglichen. Der Fantasie scheinen beim Bau der Särge kaum Grenzen gesetzt: Tiere, Pflanzen aber auch Gegenstände des alltäglichen Lebens dienen als Vorlage für die letzte Ruhestätte. Für die Afrikaner ist es wichtig, nach dem Tod in Erinnerung zu bleiben. Denn die Sorge, von den Nachkommen vergessen zu werden, ist größer als die Sorge über den Tod an sich. Aus diesem Grund ist der Sarg außergewöhnlich, und die Begräbnisfeierlichkeiten des Kakaoerzeugers fallen sehr prunkvoll aus. Die Kosten für den Sarg, ein Prunkbett, Kleidung, Transport und die alkoholischen Getränke, die als Trankopfer gebracht werden, übersteigen ein Jahreseinkommen des Mannes bei weitem.

Ein Sarg in Form einer Kakaobohne war der erste je in Ghana hergestellte Fantasiesarg. Der Tischler Ata Owoo hatte den Auftrag, für den »Chief« eines Nachbardorfes einen Tragsessel in Form einer Kakaobohne zu bauen. Weil dieser jedoch vor Auslieferung des Sessels starb, beschloss die Familie, die Kakaobohne als Sarg zu verwenden. Das war die Geburtsstunde der

Fantasiesärge. Doch erst Ata Owoo's Geselle Kana Kwei entwickelte die Erfindung seines Meisters zu einer neuen Form der Bestattungskultur. Seit den 1950er Jahren stellte er in einer Werkstatt in Teshi die besonderen Särge her. Seinen ersten Fantasiesarg fertigte Kana Kwei für seine verstorbene Großmutter. Sie hatte in der Nähe eines englischen Luftstützpunktes gelebt, täglich Flugzeuge starten und landen sehen. Ihr ganzes Leben hatte sie davon geträumt, einmal in einer solchen Flugmaschine zu fliegen. Ihre Reise in den Himmel durfte sie schließlich in einer eigens für sie gefertigten Version antreten. Heute führt Kweis Neffe Paa Joe die Geschäfte erfolgreich weiter. Von ihm stammen auch alle Särge, die in der Ausstellung »Faszination Ghana« derzeit in Kitzingen gezeigt werden.

Obwohl diese Art der Bestattung in Ghana bis Mitte des letzten Jahrhunderts nicht üblich war, wurde sie schnell akzeptiert und übernommen. Früher wurden die Leichen in Stoffe gewickelt und in ihrem Geburtsort begraben. Wer es sich heutzutage im Bezirk der Ashanti und in der Küstenregion um Accra herum leisten kann, läßt sich in einem Fantasiesarg beisetzen. Die meisten Kunden von Paa Joe sind Christen, die ihren Ga-Traditionen treu geblieben sind, nach denen die Verbindung mit den Vorfahren extrem wichtig ist.

Die Särge spiegeln wider, was dem Verstorbenen im Leben wichtig war, welchen Charakter oder welche Wunschträume er hatte. Oft hat das Aussehen des Sargs etwas mit dem beruflichen Erfolg zu tun. So stellt der Tischler Paa Joe für Fischer oft Fischsärge her. Dabei muß allerdings darauf geachtet werden, daß jede Kategorie von Fischern ihren eigenen Sarg bekommt: Fischer, die nah an der Küste arbeiten, fangen haupt-

sächlich Hummer – sie treten ihre Himmelsreise in einem Hummer an. Auf offener See fangen die Schleppnetzfisher Rotlachs – dementsprechend sehen auch ihre Särge aus. Selten dagegen ist der Sarg in Form des gestreiften Fisches. Er wird nur von Kennern gefangen. Erst viermal hat Paa Joe deswegen einen solchen Sarg hergestellt. Wer im Leben beruflich viel mit Gemüse zu tun hatte, will es in Ghana auch bei seiner Reise in den Himmel nicht missen: Pflanzer und Händler von Gemüse bestellen gerne einen Sarg in Form einer Paprikaschote oder einer Zwiebel.

Mütter, die viele Kinder und Enkelkinder hatten, werden von ihren Familien in einem Sarg in Form einer Henne begraben. Eine Ehre für eine Frau, die sich zu einem Großteil mit um das Einkommen der Familie gekümmert hat. Rund um die Henne hat der Tischler Paa Joe kleine Küken angebracht – genau so viele, wie die Frau Kinder und Enkelkinder hatte.

Doch es geht noch kurioser: Auch Särge in Form eines Mercedes, einer Bibel oder eines Turnschuhs hat der afrikanische Tischler schon hergestellt. Der Turnschuh begleitete bisher einen erfolgreichen Sport-

schuhhersteller und einen Orthopäden auf ihrer letzten Reise.

Rund 20 Exemplare dieser außergewöhnlichen Särge aus Ghana sind noch bis zum 30. Juli in der Messehalle der Gebiets-Winzergenossenschaft Franken (GWF) in Repperndorf bei Kitzingen zu besichtigen. Sie sind unter dem Titel »Eine phantastische Himmelsreise – Sammlung Krombholz und Schnake« Teil der Ausstellung »Faszination Ghana«. Die Auswahl der Werke des Tischlers Paa Joe wurde vom Museum De Beurs von Berlage in Amsterdam zusammengestellt und 1997 dort präsentiert, und zum ersten Mal ist diese Ausstellung nun auch in Deutschland zu sehen.

Für sich selbst beabsichtigt der Tischler Paa Joe übrigens einen Hobel zu seinem Sarg zu machen. Mit dem Bau will er aber noch einige Jahre warten. Er hat das vage Gefühl, die Herstellung seines eigenen Sarges könnte dem Tod einen unbeabsichtigten Fingerzeig geben. ¶



Abseits des Mainstreams?

»Why Not!« – Abgelehnte Werbekampagnen in der Frankenhalle

von Jochen Kleinhenz

Bei der zweiten Ausgabe von »Why Not!« geht es einmal mehr um Werbekampagnen (resp. Produktdesign), die abgelehnt wurden, weil an ihrer Stelle meist andere Kampagnen den gleichen Zweck vermeintlich besser erfüllen: den Verkauf von Konsumgütern anzukurbeln – und darum geht es bei Werbung nun einmal fast ausschließlich.

Natürlich gibt es auch ein paar Kampagnen, die ausscheren und etwa Spenden für die Caritas oder Kirchenvorstandswahlen bewerben. Auch die »Elf Designer für Deutschland« sind mit ihren alternativen Logovorschlägen für die FIFA-WM 2006 dokumentiert. Das Gros der Exponate jedoch zeigt ganz gewöhnliche Werbung, die wir uns nur deswegen hier anschauen, weil sie ihre Präsenz andernorts nicht entfalten kann. Wobei interessant wäre, wie die stattdessen angenommenen Kampagnen aussehen (bei der ersten Ausstellung waren – absurderweise? – abgelehnte Entwürfe dabei, wobei von derselben Agentur ein weiterer Entwurf das Rennen gemacht hatte ...). Daß das niemand als Verlust empfindet, ist nur ein Aspekt, der die Frage aufwirft, *warum* abgelehnte Werbung überhaupt in einer Ausstellung gezeigt werden sollte.

Sicherlich stimmt es, daß Werbung die Sicht auf die wichtigen Dinge des Lebens vernebelt (siehe hierzu den sehr lesenswerten Beitrag »Der unglückliche Mensch« von Thomas Friedrich im Begleitheft zur Ausstellung). Ist das aber lediglich ein formales Problem?

In der Ausstellung wird (zu) knapp dokumentiert, warum eine Kampagne vom Auftraggeber angenommen wird oder nicht: dem Süßsenfhersteller beispielsweise war sie eben nicht katholisch genug! Bei aller betriebswirtschaftlichen und marketingtechnischen Theorie, die in den Texten von Dieter Schneider (im Begleitheft) oder – ausführlicher – von Cornelia Wagner (im Weblog, s.u.) ausgebreitet wird, versehen mit eher unverbindlichen Einlassungen zu Grundfragen um Norm(-verletzung) und Tabu(-bruch), zeigt dieser Ablehnungsgrund

allzu deutlich, was die Entscheidungskultur hierzulande bestimmt: Weitblick, fachliche Kompetenz oder einfach nur neutrales Abwägen gehören jedenfalls selten dazu. Oder kann jemand plausibel darlegen, was Süßsenf und Katholizismus miteinander verbindet?

Ob Fingerfood oder das Symphonieorchester des BR beworben werden sollen – irgendwer muß eine Entscheidung treffen, und »Ja« oder »Nein« hängen am seidenen Faden aus Aufgeklärtheit, Abgebrühtheit oder Mut. Oder dem Fehlen von vorgenannten. Dabei ist es unerheblich, ob die Entscheidung vom Firmenpatriarchen in bester Gerhard Schröder-Manier (»Basta!«) getroffen wird oder sich im Zuständigkeitslabyrinth komplexer Personalstrukturen verliert.

Ebenfalls fragwürdig ist die unterschwellige Behauptung, alles, was abgelehnt würde, sei nicht mainstreamkompatibel (und damit ja irgendwie rebellisch, provokant, innovativ etc.): Kaum eines der Exponate kann in Anspruch nehmen, sich inhaltlich oder formal allzuweit aus dem Fenster zu lehnen – der Mainstream blickt hier von fast jeder Stellwand zurück. Und auch die eher lieblos gestaltete »Schmuddelecke« mit Werbung, die offiziell vom deutschen Werberat gerügt worden ist, zeigt bloß, auf welchem primitiven Level manche heruntergehen, um irgendwie noch irgendwas an den Mann zu bringen. (Frauen lassen sich als Zielgruppe aufgrund des überwiegenden Sexismus ausschließen.)

Kleiner Gag am Rande: Die wieder abmontierten Gitter, die den Mäinkai sichern sollten und erboste Reaktionen der Würzburger Bürgerschaft nach sich zogen, finden sich auch in der Ausstellung. Hier beweisen die Macher – die Würzburg AG bietet personelle Überschneidungen auch zur Stadtverwaltung – augenzwinkernd souveränen Humor. Die bange Frage, die sich dann aber stellt: war das Gitter den Würzburgern etwa nicht katholisch genug? ¶

Why Not! – Ausstellung noch bis zum 8. Juni in der Frankenhalle. Siehe auch www.wuerzburg-ag.de oder www.buena-la-vista.de/weblog

Ein kleines, fettes, blaues Pony

»Dialog Skulptur« im Würzburger Kulturspeicher

von Achim Schollenberger

Ein blauer Reiter war nicht zu sehen. Er wäre wohl auch zu gewichtig für das kleine blaue Pferd von Johannes Brus gewesen. In sich gekehrt, mit gesenktem Kopf, steht es still auf seinem Sockel, behütet von einer Haube aus Plexiglas. Es ist ein etwas molliges, manche würden sagen: fettes Pony, was vielleicht an den üppigen Weiden gelegen haben mag, von denen es kommt.

Aus dem Vollen schöpfen und mit Pfunden wuchern kann sicherlich der Leihgeber der Kunstwerke, die in der neuen Ausstellung im Museum im Kulturspeicher in Würzburg zu sehen ist. Wohlgenährt ist nämlich die Kunstsammlung der Deutschen Bank. 1979 hatte das damalige Vorstandsmitglied Herbert Zapp die Idee ausgebrütet. Kunst am Arbeitsplatz sollte nicht nur für die Chefetagen, sondern als geistiges Kapital allen Mitarbeiter auf allen Ebenen zugänglich sein. Den Grundstein für das ungewöhnliche, damals geradezu revolutionär anmutende Konzept legte man in den Räumen der New Yorker Niederlassung in der 9 West 57th Street. Mittlerweile ist die Sammlung in 25 Jahren auf über 50 000 Exponate angewachsen.

Aus diesem riesigen Fundus treten nun 100 davon in einen Dialog miteinander, Skulptur begegnet Zeichnung, Figürliches trifft auf Artverwandtes, Form auf Raum, Inhalt auf Konzept, die Aspekte lassen sich durch den Besucher mit Fantasie beliebig erweitern. Hochkarätiges ist in den beiden für Wechsellausstellungen vorgesehenen Räumen des Kulturspeichers versammelt. Die Teilnehmerliste liest sich wie ein Ranking des Kunstmarktes. Gerhard Richter, der deutsche Superstar an erster Stelle, gefolgt vom abgelösten Amerikaner Bruce Nauman an Position zwei. »Junge« wie Neo Rauch, dem neuen Star der Leipziger Schule, der allzeit präsente Stephan Balkenhol oder

Aufstrebende wie der momentan stark gehandelte Däne Olafur Eliasson komplettieren das erlesene Feld renommierter Künstler wie dem Briten Tony Cragg oder Ulrich Rückriem. Da fehlen auch die festen Größen der Kunst nicht, allen voran Joseph Beuys, Max Beckmann oder, aus unseren Gefilden, Emy Roeder.

Schon diese Namensliste macht Appetit, und was im Raum unter dem Titel »Dialog Skulptur« zusammengestellt und in Bezug zueinander gebracht wurde, zeigt viel Kunst erster Güte. Max Beckmann etwa, bekannt als Maler, hat nur acht Skulpturen geschaffen. Seine Bronze »Adam und Eva« stellt also schon unter diesem Gesichtspunkt eine Rarität dar, die es nicht allzu oft zu sehen gibt. Dazu gesellen sich Werke von Ernst Barlach und Emy Roeder in einem stillen Zwiegespräch trotz räumlicher Distanz. Ganz aus der Nähe kann man auch das »New Face« von John Davies erforschen.

Die Abstraktion findet genügend Platz in der mit leichter Hand ausgebreiteten Präsentation. Umwandern kann man die aufgeschnittene Stahlarbeit »Maquette for Sun Disc/Moon Shadow V« der Amerikanerin Louise Nevelson und dabei immer wieder neue Licht- und Schattenwirkungen entdecken, dahinter die für Bruce Nauman ungewöhnlichen »stofflichen« Studien an der Wand betrachten.

Arbeiten auf Papier bilden den zweiten Schwerpunkt der Ausstellung, Entwurfsskizzen zu Skulpturen, Ideen-Notate, kraftvolle Konzeptionen oder komplette Kompositionsvorlagen für spätere Malerei. Gerhard Richter skizziert schnell die »Elektrische Bahn«, unter Sammlungsaspekten könnte man hier fast ein »DB kauft DB (Deutsche Bahn)« vermuten. Genaues Hinschauen lohnt. Erst beim intensiven Betrachten entpuppt sich beispielsweise das Autoreifenprofil von Thomas Bayrle



Johannes Brus: »Blaues Pferd«, 1983. Foto: Achim Schollenberger

als pfiffig umgesetztes Wortspiel »Continental City«. Allerdings vermag manches gezeichnete Werk eher durch den Künstlernamen zu beeindrucken, denn durch die gestalterische Aussage. Gesprächsstoff satt also bei diesem »Dialog«, und die angenehm großzügige Präsentation ohne Überfrachtung lässt Luft dafür. ♪

**»Dialog Skulptur«
Zeichnungen und Skulpturen aus der Sammlung Deutsche Bank**

20. Mai bis 20. August 2006
Museum im Kulturspeicher Würzburg
Postkartenkatalog: 16,50 Euro.

www.kulturspeicher.de



Hut ab, Herr Geiselhart !

Portrait eines ungewöhnlichen Jazz-Musikers

von Manfred Kunz

Eine Flucht aus war es nicht, die ihn von Würzburg nach Wien geführt hat. Eher nochmals ein Schritt zur Erweiterung seiner musikalischen Ausdrucksmöglichkeiten. Seit Anfang des Jahres ist Markus Geiselhart aus der übersichtlichen Würzburger Jazz-Gemeinde in die »dynamische, unüberschaubare und höchst interessante« Wiener Szene gewechselt. Noch ist er nicht gänzlich heimisch geworden in der Donau-Metropole: »Das dauert mindestens ein Jahr« erklärt er beim Treffen im Würzburger »Standard« die Faustregel für den Ortswechsel von Musikern.

Dabei lief (und läuft) es gerade ausgesprochen gut für Geiselhart in Würzburg. Binnen kürzester Zeit hat sich der umtriebige und äußerst vielseitige Posaunist, Bandleader und Komponist zu einer der auffälligsten Persönlichkeiten in der Würzburger Jazz-Landschaft entwickelt: schon in seiner ersten eigenen Formation, dem 2003 aus Anlaß des Diplom-Konzertes gegründeten, seit Ende 2004 in der jetzigen Besetzung bestehenden Markus Geiselhart Quintett zeigt sich seine musikalische Vielseitigkeit – hat sich die Formation in ihrer Entwicklung vom »Mainstream-Jazz« mit Geiselharts Kompositionen und Bearbeitungen inzwischen hinein in die Welt des »Modern Jazz« bewegt. Mit einem auf die Lyrik Gottfried Benns bezogenen Programm präsentiert sich das Quintett mit dem Nürnberger Johannes Geiß (Alt- und Sopransaxophon) und den Würzburgern Bernhard Pichl (Piano), Dirk Schade (Bass) und Aggi Berger (Schlagzeug) am 15., 17. und 18. Juni im Efeuhof des Würzburger Rathauses.

Konsequent führt Geiselhart damit seine Zusammenarbeit mit Würzburger Theatermachern fort, die im vergangenen November mit der live gespielten Bühnenmusik zur Neunerplatz-Produktion »Lucifers Matches« begonnen hatte. Mit Einfühlsamkeit, Konzentration sowie seiner lockeren Spielfreude trug er ganz wesentlich zum Erfolg dieses musikalischen Märchens für

Erwachsene bei (vgl. **nummerzwölf**). Von dort engagierte ihn Regisseur Markus Czygan für die Bühnenmusik zu seiner Inszenierung »Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui« an der Werkstattbühne (ab Herbst als Wiederaufnahme erneut im Spielplan). Kalte, metallene Sounds einerseits, heitere circensische Melodien andererseits legen die düster-amüsante musikalische Grundlage für Brechts groteskes Gangsterspektakel – ein weiterer gelungener Beweis seiner musikalischen Empathie.

Empathie, aber noch mehr Qualitäten ganz anderer, vor allem organisatorischer und gruppendynamischer Art, erfordert auch die Leitung des Würzburg Jazz Orchestra. Unter diesem Namen firmiert seit dem öffentlichen Debüt mit dem Programm aus Kompositionen des legendären Bigband-Leaders Don Ellis (1934–78) an Ostern 2005 die ehemalige Big Band der Jazz-Initiative Würzburg. Einher ging mit dieser Umbenennung auch eine starke Professionalisierung und schärfere Konturierung der Programme – beides angestoßen von Markus Geiselhart. Dem »Tribute to Don Ellis« mit dem Wiener Solisten Thomas Gansch (Trompete) folgten beim 21. Würzburger Jazz-Festival im November 2005 die Jazz-Suite »Continental Call« mit dem Solisten Michael Arlt (Gitarre), die der Komponist Ed Partyka 2003 für das Concert Jazz Orchestra Vienna geschaffen hatte, das faszinierende »andere« Neujahrskonzert im Würzburger Bockshorn Theater am 8. Januar 2006, sowie an gleicher Stelle die Programme »The European Sound« (am 5. März) feat. Peter Fulda (Klavier) und »Artistry in Rhythm – The Music of Stan Kenton« (am 21. Mai).

Und »natürlich ging die rasante Entwicklung von einer Bigband mit Hobby-Charakter zu einem Jazz-Orchester mit ausgefallenen, musikalisch schwierigen, selten gespielten und europaweit beachteten Repertoire-Programmen nicht ganz ohne Spannungen ab«, bekennt Geiselhart freimütig. Aber für ihn war dieses musikalische Fortschreiten nur die zwangsläufige Konsequenz

aus der Übernahme zunächst der organisatorischen, später der musikalischen Leitung der damaligen Bigband im Herbst 2002 und im Sommer 2003.

Diese Beharrlichkeit, das ständige »Steine den Berg Hochschieben«, wenn andere schon längst aufgegeben hätten, scheint ein zentraler Charakterzug des 1977 in Stuttgart geborenen Jazz-Musikers zu sein. Genauso wie die Vielseitigkeit mag er tief in seiner Biografie wurzeln, einer Biografie, die verschiedene Brüche und Seitenstränge im Rückblick doch zu einer konsequenten Ausrichtung auf ein lange Zeit nicht genau fixiertes Ziel verbindet. Angefangen hat es mit der Ausbildung am Tenorhorn, später an der Posaune im heimatlichen Musikverein. Als Mitglied im Stuttgarter Jugend-Sinfonie-Orchester lernt Geiselhart das Repertoire der klassischen Musik kennen; der Grundwehrdienst beim Stuttgarter Heeresmusik-Korps erweitert sein musikalisches Wissen um eine neue Dimension. Ein mögliches Studium der klassischen Musik verwirft er genauso, wie er eine angefangene Ausbildung zum Musikalienhändler nach einem knappen Jahr abbricht. Es ist sein Posaunenlehrer Ernst Hutter, zugleich Leiter der SWR-Bigband, der Geiselhart im Juni 1998 auf einen von ihm

selbst geleiteten Workshop mitnimmt. »In drei Tagen war ich musikalisch gänzlich umgedreht und völlig mit dem Jazz-Virus infiziert«, beschreibt Geiselhart dieses Paulus-Erlebnis. Er bewirbt sich an allen möglichen Musikhochschulen für ein Studium: aus finanziellen Gründen fällt die Wahl auf Würzburg. Die Nähe zur Heimat sichert ihm die Möglichkeit, mit Auftritten sein Leben zu finanzieren. Das Studium der Jazz-Posaune bei Richard Roblee beendet er 2003 mit dem Diplom-Abschluß, den Studiengang Jazz-Komposition im Jahr 2004.

Seither verdient er seine Brötchen als Privatlehrer, mit Lehraufträgen an Musikschulen, als Dozent von Jazz-Workshops und als Leiter der Arbeitsphasen der Jazz-Juniors Bigband des Landes-Jugend-Jazz-Bundes (LJJB). Denn trotz ihrer enormen stilistischen Bandbreite werfen seine verschiedenen Jazz-Projekte zu wenig für den Lebensunterhalt ab, von der Schwierigkeit überhaupt geeignete Veranstalter für das 18-köpfige WJO zu finden, ganz zu schweigen. »Ohne Festivals oder große Sponsoren geht gar nichts«, bilanziert er bitter die gescheiterten Bemühungen, mit dem Don-Ellis-Programm eine kleine Europa-Tour zusammenzustellen.



Umso dankbarer ist Geiselhart dem Bockshorn-Chef Mathias Repiscus, daß er dem WJO seit Januar regelmäßige Auftritte ermöglicht, die bereits ein treues Publikum haben.

Ein Stammpublikum gefunden hat in kürzester Zeit auch der von ihm in der Programmauswahl mitbetreute Jazzclub im Tiepolo-Keller. Das erste Halbjahr lief wider Erwarten ganz ordentlich; nach der Sommerpause folgt von Oktober bis Dezember jeweils donnerstags eine zweite Staffel, für die das Booking bereits jetzt abgeschlossen ist. Daneben organisiert er für das jazzige »Beatles Projekt«, das er in einer Quartett-Formation am 8. Dezember vergangenen Jahres aus Anlass des 25. Todestages von John Lennon mit großem Erfolg im »Standard« vorgestellt hat, eine Deutschland-Tour für den Herbst. Und auch sein jüngstes, musikalisches Projekt, die multimediale Hommage an den großen Albert Mangelsdorff unter dem Titel »Hut ab!«, die an zwei Tagen im April im Theater am Neunerplatz zu hören und sehen war, wird zweifellos ein größeres, bundesweites Publikum finden. Verknüpfen lassen sich alte und neue Heimat, Würzburg und Wien, auf nahe- liegende Weise auch über den Komponisten Wolfgang

Amadeus Mozart. So steckt Geiselhart aktuell in Überlegungen, entweder Mozart-Briefe kabarettistisch und mit Live-Jazz darzubieten oder gar für den Auftritt des WJO beim diesjährigen Jazz-Festival Kompositionen von Mozart und der Wiener Klassik für die Bigband zu arrangieren. Für welche Variante er sich entscheidet und was seine Wahlheimat Wien uns Würzburgern noch an musikalischen Überraschungen bieten wird, eines ist sicher: Markus Geiselhart wird weiter (musikalische) Steine den Berg hochschieben – einfach aus der puren Lust am Weitermachen. ♪

Die nächsten Möglichkeiten, Markus Geiselhart in Würzburg zu hören:

15., 17. und 18. Juni, Efeuhof im Rathaus:

Markus Geiselhart Quintett: »Jazz & Lyrik« – Gottfried Benn zum Gedächtnis (eine Produktion der Werkstattbühne)

24. Juli, Efeuhof im Rathaus: WJO – Big Band Open Air 2006

10. Oktober, Theater Chambinzky:

Markus Geiselhart Quartett: Beatles Project

26. Oktober, Tiepolo-Keller: Markus Geiselhart Quintett

29. Oktober, Felix-Fechenbach-Haus: WJO beim Jazz-Festival Würzburg

www.markusgeiselhart.de



✂ SHORT CUTS & KULTURNOTIZEN ✂

Unlängst – Gerade soeben – Demnächst!

Was nicht dem Vergessen anheim fallen sollte – eine subjektive Auswahl der Redaktion, nicht minder subjektiv kommentiert.



RÜCKSCHAU

Pfitzner oder »Romantik im Aufbruch?« – Ein Nachtrag

Der Inszenierung der letzten Pfitzner-Oper »Das Herz« war also zumindest bei der Presse ein ungewöhnlicher Erfolg beschieden, alle großen Tageszeitungen haben darüber ausführlich berichtet, und zwar durchwegs sehr rühmend. Unsere Kritik war die mit der offenkundig größten Zurückhaltung. Ein Grund mehr, das Pfitzner-Symposium am 8. und 9. April als Gast zu begleiten. Die Idee kann man nur rühmen, denn diese Tagung sollte in die Tat umsetzen, wovon in den letzten Monaten so oft schon die Rede war: das Theater als Springquell vielfältiger kultureller Verknüpfungen, wo in diesem Fall die Wissenschaft, nämlich die Universität, privates Engagement, also die Pfitzner-Gesellschaft, und das Theater als Kristallisationspunkt aufeinandertreffen sollten.

Soweit die prächtige Idee, die jeden an Oper, an Literatur, an Theater, an Musik und sonstigen Formen der Kultur Interessierten elektrisieren konnte.

Offenkundig sollte das ein breitgestreutes Publikum ansprechen, daran war auch die Werbung orientiert.

Wie aber macht man ein Konzept daraus, das ein solches Publikum auch einfangen kann? Ich fürchte, die erste Fehlentscheidung war bereits, in den Mittelpunkt ein rückwärts-gewandtes Thema zu stellen, nämlich die Bindung Pfitzners an die und die Verbindung mit der Romantik. So waren die meisten Vorträge eher philologischen Themen gewidmet – wie ist es möglich, daß in all diesen Veranstaltungen über Musik kein Ton erklang? Kennt jeder dieser Zuhörer jedes Stück so genau, daß die mittels Folien schnell an ihm vorbeihuschenden Noten als Appetitanreger genügen? –, und ein zentraler angekündigter Vortrag, der sich mit dem Werk selbst beschäftigen wollte, mußte gesundheitshalber kurzfristig entfallen.

Die zweite Mißlichkeit rührte daher, daß die versammelte geballte wissenschaftliche Autorität um einen theatralischen Gegenstand kreiste, aber die Würzburger Inszenierung erst nach Abschluß der Tagung in Augenschein nehmen konnte. Damit wurde aus der Diskussion, zu der der Regisseur Rede und Antwort stehen wollte, notgedrungen fast ein Monolog, weil ja kaum einer der Anwesenden mitreden konnte. Nicht daß Stefan Suschke nicht ausreichend eloquent wäre, beileibe nicht, aber es mangelte so doch der begründete Ein- oder Widerspruch. Das, wie mir schien, kleine Restchen Modernität war die Verwendung von Filmausschnitten (siehe unsere Kritik in **nummerfünfzehn**). Mein Einspruch, es sei sehr anfechtbar, nur weil Pfitzner von den aktuellen Medien gesprochen habe, einen Bildersalat auf die Bühne zu projizieren, wohl nach dem Kriterium hinlänglicher Bekanntheit und Zugänglichkeit, wurde mit dem einzigen Namen Siegfried Kracauers abgeschmettert. Der hat aber in seinem berühmten Buch »Von Caligari zu Hitler« zum ersten Mal die Filme dieser Zeit sozialkritisch durchleuchtet – was mit den ausgewählten Filmen und ihrem Bezug zum Stück nichts zu tun hat. Kracauer hätte vielmehr vermutlich das Libretto und seine Strickweise nach allen Regeln der Kunst aufgetrennt – und es wäre wohl keine kostbare Wolle übriggeblieben.

Und das ist nun ein letztes Mißliches: Wenn ein Künstler schon so umstritten ist wie Pfitzner, und wenn ein Stück so selten aufgeführt wird wie »Das Herz«, dann dürfte man auch nicht vor der blasphemischen Frage halt machen, wie es mit seiner Qualität wirklich bestellt ist. Es wäre doch wohl der Anstrengung dieser gescheiterten Köpfe wert, dazu was Handfestes zu Papier und vor allem in den Hörsaal zu bringen.

Und noch ein kleines Aperçu zum Schluß: Vorträge sind ein anderes literarisches Genre als wissenschaftliche Aufsätze. Wer zusätzlich in einem akustisch so schwierigen Raum wie dem Toscanasaal vorträgt, sollte darüber im Vorfeld einmal nachgedacht haben – will er mitdenkende Zuhörer außerhalb des Elfenbeinturms?

Aber gerade deswegen wünschen wir uns: Auf ein Neues, verehrtes Theater, verehrte Wissenschaft! (bk)

6. Mai, 20.15 Uhr – Bockshorn Würzburg

Zugegeben: Der Titel »Mein Leben« klingt nicht nur reichlich abgedroschen, sondern auch ziemlich unpassend für ein Kabarett-Programm. Umso überraschender, daß MICHAEL EHNERT damit eines der besten, möglicherweise sogar das beste Kabarett-Programme dieser **Bockshorn**-Spielzeit gezeigt hat. Selten nur stimmten Inhalt und Form so perfekt überein, fast nie bewahrt sich ein Unterhaltungskünstler solche Distanz zu seinem Gewerbe, kaum noch findet man »politisches« Kabarett, das so explizit Haltung jenseits des gewohnten Politikbetriebes vermittelt, und nie sah man einen Schauspieler, der schöner die Lieblingsstellen seiner filmischen Sozialisation in ein mehrere Ebenen verknüpfendes Gegenwartspanorama integriert hat.

Auch wenn Superlative in diesem Heft zu recht verpönt sind, ist hier mal einer dringend geboten und aus dem Bockshorn-Programmheft sei zitierend bekräftigt: Michael Ehnert und sein Solo sind schlichtweg phänomenal. Merken Sie sich diesen Namen und verpassen Sie auf keinen Fall seinen nächsten Auftritt – wo auch immer. (maz)

11. Mai, 21 Uhr – Kulturhaus Cairo

»140 Beats per minute schlägt mein Herz mich bis zum Limit.«

BERNADETTE LA HENGST ist hauptberufliches Riot-Grrrl und seit Beginn der 1990er – mit Bands wie HUAH! und später mit DIE BRAUT HAUT INS AUGE – feste Größe in der deutschsprachigen Subkultur. Im Augenblick tourt sie mit ihrem zweiten Solo-Album »La Beat« und hat, zusätzlich zur Gitarre, Sampler und Synthesizer im Gepäck.

Die Elektropopsongs brachten die Würzburger Zielgruppe im **Cairo** nicht nur zum Tanzen: Das Publikum setzte sich auf Geheiß der Underground-Diva für einen Refrain lang auf den Boden und man wie frau ließ sich sogar dazu hinreißen, mitzusingen: »Wir bleiben in Bewegung!«

Sie selbst ging natürlich mit gutem Beispiel voran, was Action und Bewegung anging: Das grüne Siebzigerjahre-Hausfrauenkleid vom Veranstaltungsplakat war um 24 Uhr, nach mindestens fünf Zugaben, komplett durchgeschwitzt. (jl)

12. Mai, 19.30 Uhr – Martin-Luther-Kirche, Würzburg

Daß auch Konzerte in sakralen Räumen, noch dazu bei freiem(!) Eintritt, hochklassige und unvergessliche, dennoch öffentlich kaum wahrgenommene musikalische Ereignisse sein können, bewies das Saxophonkonzert mit dem vierköpfigen Ensemble ENVOGUE. Das Quartett hat sich vor drei Jahren beim Studium an der hiesigen Musikhochschule zusammengefunden, konzertierte regelmäßig für Yehudi Menuhins Reihe »Live music now« und hat bereits Aufnahmen für das DeutschlandRadioKultur eingespielt. Ihr begeistert gefeiertes aktuelles Programm »Saxophon à la carte« spannt den Bogen von barocker bis zeitgenössischer Musik, von Johann Sebastian Bach über George



LANDWEHRSTR. 10

Gershwin und Kurt Weill bis hin zum Würzburger Komponisten Armin Fuchs (geb. 1960) – sämtlich dargeboten von vier Saxophonen, die alle dynamischen Möglichkeiten und musikalischen Facetten dieses Instruments voll ausloten. (maz)

seit dem 13. Mai – Homburg am Main

Die Saison in der **Papiermühle Homburg** hat wieder angefangen: Wie jedes Jahr vom 1. Mai bis zum 31. Oktober öffnet das Museum seine Pforten für interessierte Besucher, die sich einen Überblick über das Handwerk des Papierschöpfens verschaffen wollen. Johannes Follmer, Papierschöpfer in fünfter Generation, führt den 1975 stillgelegten Betrieb als Industriemuseum weiter. Schon architektonisch ein Leckerbissen, bietet die Papiermühle neben dem historischen Rundgang durch das Labyrinth der Räume über mehrere Stockwerke und diversen Workshops auch seit 2002 ein Kulturprogramm im Rahmen des KULTURFORUMS PAPIERMÜHLE.

Highlight des letzten Jahres war sicherlich die Gemeinschaftsausstellung »Die Reise« (vgl. **nummerzehn**), und auch in diesem Jahr wurde der Ausstellungsreigen am 13. Mai von einem gemischten Doppel eröffnet: Die Würzburger Architektin MARTHA SCHUBERT-SCHMIDT präsentiert ihre Lichtobjekte mit selbstgeschöpften Papieren (zum großen Teil in der Papiermühle geschöpft ...) und legt mit ihren Arbeiten, die sie unter dem Namen PAPIER UND LICHT anbietet, Zeugnis ab von

Anzeige

„Wie hast Du's mit der Religion?“

W.A. Mozart – ein Genie auch in der Kirchenmusik? Oder eher unwilliger Auftragnehmer? Warum aber das legendenumwobene und unfertige Requiem?

Bei der Akademie-Tagung zu diesem Themenfeld, das in der Mozart-Forschung merkwürdiger Weise wenig beachtet wird, kommen zahlreiche renommierte Referenten zu Wort. Hauptfragen richten sich auf:

- Mozarts Musik als Beitrag zu einer Theologie der Musik
- Theologisches in Mozarts Kirchenmusik der früheren und der späten Jahre
- Mozarts Kammer-, Orchester- und Opernmusik in theologischer Erschließung

Die Tagung wird um 18.00 Uhr beschlossen mit einem **Konzert mit Musik von W. A. Mozart** in der Sepultur des Doms, das allen Musikfreunden offen steht.

Anmeldeformular und weitere Informationen entnehmen Sie bitte unserem Flyer!

Mozart und die Theologie

Tagung der Katholischen Akademie Domschule
Samstag, 24.06.2006,
9.00 – 18.00 Uhr

Kath. Akademie Domschule Würzburg, Tel.: 0931/386-64 500,
 info@domschule-wuerzburg.de; www.domschule-wuerzburg.de

jth, Xpose Medioservice GmbH, unter Verwendung einer Collage von Helmut Boaz

der gelungenen Synthese von Gebrauchswert und Ästhetik. Die Ulmer Künstlerin ESTHER HAGENMAIER zeigt dazu Fotografien, in denen der Schattenwurf der Motive zu einem zentralen Moment der Bildkomposition wird und die formal an Arbeiten der konkreten Kunst erinnern.

Die Ausstellung ist noch bis zum 5. Juni (Pfingstmontag) zu sehen, dem bundesweiten AKTIONSTAG DER MÜHLEN, an dem auch in Homburg ein vielseitiges Programm geboten wird. Hingewiesen sei auch noch auf die diesjährige Dauer-ausstellung mit Papierkreationen von 51 Teilnehmern aus 17 Ländern unter dem Titel »Strange Papers« (Papiere aus Spargel, Karotten, Leder etc.). (jk)

www.papiermuehle-homburg.de

23. Mai, 21 Uhr – Kulturhaus Cairo

SILUH RECORDS ist ein noch junges Indie-Label aus Österreich und wurde vom Schauspieler ROBERT STADLOBER mitbegründet. Am 5. Juni erscheint in Deutschland der erste CD-Longplayer des Labels, das Album »Stehen Stolpern« der Braunschweiger Band TCHI. Um die CD zu promoten, touren Tchi momentan mit den zwei anderen Siluh-Bands KILLED BY 9V BATTERIES und ESCORIAL GRUEN durch Deutschland und Österreich. Am 23. Mai waren sie im **Cairo** zu Gast.

Die Schönen und alternativ Gescheitelten dieser Stadt hatten sich jedenfalls alle versammelt, um ihrem Scheiteldhelden Robert Stadlober beim Musizieren zuzusehen und ihn dabei mit Fotohandys und Digitalkameras zu fotografieren ...

Escorial Gruen, Stadlobers Band, eröffnete den Abend mit seichtem Gitarrenpop und machte ihren Job nicht schlecht. Dennoch: Ohne einen Stadlober in ihren Reihen würden sie wohl kaum über Wiens Stadtgrenzen hinaus bekannt werden, zu normal ist das Dargebotene, zu sehr fehlt es der Band an Profil.

Danach spielten Killed By 9V Batteries, die laut Homepage klingen wie eine Mischung aus drei jungen hungrigen Wölfen, Yo La Tengo, North Of America, einem Hühnerstall und der Provinzstadt Weiz in der Steiermark. Ich würde sagen: hardcore-ähnliches Emo-Geschrei mit Noise-Einflüssen und ruhigeren Passagen. Musikalisch professioneller als Escorial Gruen, die Show war aber eher peinlich und albern: Ein Bassist, der sich keinen Millimeter bewegt und seine Mimik für diese knappe Stunde komplett ausgeschaltet hat, ein Drummer, der ab und zu ganz böse schaut, und ein Gitarrist, der ständig ausrastet, brüllt, mit seiner Gitarre rumpfuchtelt und sie am Ende in die Bühnenecke schmeißt ... Gitarren zerdeppern sollte man den Profis überlassen, bei aufstrebenden Amateurbands sieht es lächerlich aus.

Als letzter Act des Abends traten Tchi auf, die netten Indie-Pop mit deutschen Texten spielen, vergleichbar mit Tomte oder Kettcar, und die dabei durchaus einen guten Eindruck hinterließen. Nichts weltbewegend Neues, aber doch auf ihre

Weise sympathisch und eigenständig. Eine Frage blieb jedoch gänzlich ungeklärt: Wenn Robert Stadlober anfängt, Musik zu machen – ist er dann ein »Musikantenstadlober«? (jl)



VORSCHAU

24. und 25. Juni – Architektouren in Unterfranken

Wer sich über den Stand der Baukultur in Unterfranken orientieren will, hat dazu am Samstag, den 24., und Sonntag, den 25. Juni, wunderbare Gelegenheiten.

Am Samstag beginnt eine Ausstellung im **Treffpunkt Architektur** in der Herrnstraße 3 in Würzburg, die 15 von einer unabhängigen Jury ausgewählte Projekte zeigt. Diese umfassen ein weites Spektrum von Bauten, das von Einfamilienhäusern über eine Schule, ein Parkhaus bis zum Museumsdepot in der

Mühle des Schlosses Aschach oder dem noblen Regentenbau in Bad Kissingen reicht. Neben der geistigen Stärkung sorgt von 10 bis 18 Uhr das **ARCHITEKTURCAFÉ** für das leibliche Wohl. Die Ausstellung wird bis zum 10. Juli gezeigt. Kundige Kollegen freuen sich auf jede Menge Fragen.

Am Sonntag fährt ein Bus fünf dieser Projekte unter sachkundiger Führung an. Er startet um 9.30 Uhr am Paradeplatz vor der alten städtischen Galerie. Um 10.15 Uhr besteht für Interessierte aus dem Raum Schweinfurt die Möglichkeit, vor der **Grundschule in Grafenrheinfeld**, Am Wehrbusch 1b/1c, dazuzustoßen. Auf dem Programm stehen Besichtigungen dieser Schule mit der angeschlossenen Kulturhalle, zweier sehr schöner **Einfamilienhäuser in Röthlein**, des wunderbar sanierten **Regentenbaus** in den Kuranlagen von **Bad Kissingen** und des Depots für das **Museum im Schloss Aschach**. Den Abschluss macht die **Parkscheune in Bad Bocklet**, die kürzlich mit dem renommierten »Renault Traffic Award« ausgezeichnet worden ist.

Die Rückkehr ist für 16 Uhr vorgesehen. Die Fahrt bietet die Möglichkeit, in Häuser zu gelangen, die gewöhnlich verschlossen sind. Architekten und Nutzer stehen für Auskünfte bereit. Wegen der Nachfrage ist eine rechtzeitige Anmeldung zu empfehlen beim Architekturbüro Thomas Oechsner, Telefon 09 31 - 79 71 00 oder Fax - 7 97 10 50. (up)

Anzeige



Gymnasiums stehen gemeinsam auf der Bühne und zeigen das Stück „Liebe = Ein seltsames Spiel“. Aus der Faszination über dieses ungewöhnliche Projekt ist ein Buch geworden. Wir sehen Menschen, die in all ihrer Verschiedenheit gleichberechtigt zusammen spielen, tanzen, agieren. Wir spüren deren gemeinsame Lust am Spiel. Das Buch lässt uns daran teilhaben und zeigt in eindrucksvollen Bildern und Texten, dass Integration viel mehr sein kann, als wir uns normalerweise vorstellen.

Hans-Joachim Hummel, Diplom-Kommunikationsdesigner.

Gabriele Hummel, Diplom-Sozialpädagogin, Studium der Germanistik und Romanistik.

128 Seiten, durchgehend vierfarbig, Festeinband mit Fadenheftung, Format 29,7 x 22,5 cm
€ 24,80 / SFr 44,10 – ISBN 3-8260-3383-3

K&N

Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Postfach 6007 – D-97010 Würzburg
Tel. (09 31) 78 40-70 0 Fax (09 31) 83620
www.koenigshausen-neumann.de

Hans-Joachim Hummel und Gabriele Hummel

Liebe = ein seltsames Spiel

Ein integratives Tanz-Theater-Projekt

Neun geistig behinderte Schauspielerinnen und Schauspieler der Theaterwerkstatt aus dem St. Josefs-Stift, Eisingen bei Würzburg, und sechs Tänzerinnen des Tanzensembles eines Würzburger

15., 17. und 18. Juni – Efeuhof des Würzburger Rathauses:

Am 7. Juli jährt sich zum 50. Mal der Todestag von GOTTFRIED BENN (1886–1956). Ca. 1953, also drei Jahre vor seinem Tod, produzierte Radio Bremen mit damaligen König der Vorleser, GERD WESTPHAL (1920–2002) und unter der Leitung von Jazz-Papst JOACHIM-ERNST BEHRENDT (1933–2000) die berühmte und bis heute legendäre Audio-Kassette »Jazz und Lyrik«. Das Team der Würzburger **Werkstattbühne** hat sich dieses Kultobjekt zum Vorbild für eine Neuproduktion genommen und erinnert mit szenisch gestalteten Rezitationen an die Gedichte dieses großen deutschen Lyrikers über eine untergehende Gesellschaft, die Liebe, die Vergänglichkeit und letzte Dinge. MARKUS GEISELHART und sein Quintett unterlegen die Gedichte musikalisch und führen sie interpretierend weiter. (maz)

17. und 21. Juni – Casablanca, Ochsenfurt

Innerhalb weniger Tage erwartet das Ochsenfurter **Casablanca** zwei Gäste, die zu den herausragenden Vertretern einer neuen Schule des Sehens gehören. Neben Christian Petzold, Thomas Arslan, Angela Schanelec, Henner Winckler, Christoph Hochhäusler und Ulrich Köhler sind es der aus Würzburg stammende, inzwischen von München nach Berlin gezogene Regisseur BENJAMIN HEISENBERG und die österreichische Filmemacherin JESSICA HAUSNER, die für ein Kino eintreten, das mehr sein will als nur gehobene Unterhaltungsware. Wer also im Trubel des vergangenen Würzburger Filmwochenendes den Besuch von Benjamin Heisenberg verpaßt hat, sollte sich den 17. Juni im Kalender dick markieren. Dann stellt Heisenberg seinen viel beachteten, mehrfach preisgekrönten Film »Schläfer« – zuletzt beim Max-Ophüls-Festival – im Casablanca vor. Vier Tage später, am 21. Juni, ist Jessica Hausner persönlich bei der Vorstellung ihres Filmes »Hotel« in Ochsenfurt anwesend. Darin spielt sie gekonnt mit den Genre-Konventionen, nur um sie wieder zu unterlaufen. Die hervorragend inszenierten Bilder hinterlassen Zweifel und Fragen, ohne eindeutige Antworten zu liefern. Ein Film wie das Leben selbst: für Interpretationen offen, eine plausible Lösung gibt es nicht.

Ebenfalls beim 32. Filmwochenende zu sehen war der beeindruckende Dokumentarfilm »Workingmans Death« von MICHAEL GLAWOGGER. Der österreichische Regisseur sucht nach dem Phänomen körperlicher Schwerstarbeit, das aus unserer öffentlichen Wahrnehmung weitgehend verschwunden ist. Doch in den Randbereichen der globalisierten Wirtschaft arbeiten immer noch Menschen unter extremen Bedingungen und sprichwörtlich mit bloßen Händen, um sich einen bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen. Genau sie rückt Glawogger in den Mittelpunkt seines Films, der am 4., 6. und 7. Juni nochmals im Casablanca zu sehen ist. (maz)

Kunstpreis 2006 der Stadt Marktheidenfeld



Im Fluss

Ausschreibung

Abgabeschluss: 14.10.2006

Erlaubte Technik:

Malerei auf Papier, Leinwand,
Holz, Nessel usw.

Teilnahmebedingungen:

Wohnsitz im Regierungsbezirk
Unterfranken oder im Main-Tauber-Kreis

Preise:

Kunstpreis in Höhe von 1500 Euro,
Publikumspreis in Höhe von 500 Euro

Ausschreibungsunterlagen:

Stadt Marktheidenfeld,
Luitpoldstr. 17, 97828 Marktheidenfeld
e-mail: stenger@marktheidenfeld.de,
Telefon: 09391/5004-59
www.marktheidenfeld.de/kultur/kunstpreis

Ausstellung vom 28.10.–10.12.2006
im Franck-Haus, Marktheidenfeld





Weinkultur erleben
Weinfeste
 2006



Hofschoppenfest Würzburger Innere Leiste

Freitag 09. bis Sonntag 11.06.2006
 von 17.00 – 23.00 Uhr, Sonntag ab 11.00 Uhr
 Ort: Betriebshof Innere Leiste
 Oberer Burgweg 9a, 97082 Würzburg

**Weinfest im Hofgarten der Residenz
 „Unser Klassiker“**

Montag 26. bis Freitag 30.06.2006
 von 15.00 – 23.00 Uhr
 Das einzigartige, barocke Ambiente des ehemals
 fürstbischöflichen Hofgartens.



Musik & Wein auf der Festung Marienberg

Donnerstag 20. bis Montag 24.07.2006
 von 17.00 – 23.00 Uhr, Sonntag ab 11.00 Uhr
 Radio Charivari & Staatlicher Hofkeller Würzburg
 präsentieren:
 Musik & Wein auf der Festung Marienberg
 Ort: Burggraben auf der Festung Marienberg

Staatlicher Hofkeller Würzburg Rosenbachpalais Residenzplatz 3 97070 Würzburg

Event und Marketing: Bernd van Elten Jochem Gummersbach

Tel.: +49 (0)931 30509 31 Fax: +49 (0)931 30509 67

bernd.vanelten@hwg.bayern.de jochem.gummersbach@hwg.bayern.de www.hofkeller.de

... mit Kultur besser ankommen.

